

Vom Handwerk des Übersetzens

Autor(en): **Bergmann, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **59 (2003)**

Heft 6

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Handwerk des Übersetzens

Aus dem Alltag eines Sprachmittlers (1. Teil)

Von Henri Bergmann

Vorbemerkungen

Im Zeitalter der elektronischen Hilfsmittel und der modernen Arbeitsgeräte wird das Handwerk immer mehr zu einer Sache von Wissensvorsprung und charakterlichen Eigenschaften wie Redlichkeit, Gründlichkeit, Ausdauer und gesundem Menschenverstand. Die scharfe Trennung zwischen intellektuellen und handwerklichen Berufen ist überholt, und die praktische Umsetzung elitärer Theorien, wie sie jüngst in der Volkswirtschaft zu mehr als einer Katastrophe geführt hat, sollte uns aufmerken lassen. Beim Lesen der Programme übersetzerischer Grossveranstaltungen mit hochgestochenen akademischen Selbstbeweihräucherungen beschleicht mich zuweilen ein ungutes Gefühl – und deshalb möchte ich die Übersetzerei von meinem subjektiven Standpunkt aus lieber als Handwerk verstanden sehen. Arbeitet sie nicht mit *Begriffen*, und waren die Fährlleute, mit denen die Übersetzer wenigstens etymologisch verwandt sein sollen, nicht im weitesten Sinne Handwerker?

Der Oberbegriff für die sprachmittlerischen Tätigkeiten, die darauf beruhen, einen Text aus einer Sprache in eine andere zu übertragen, lautet «Übersetzung». Dasselbe Wort wird aber gleichzeitig auch als Unterbegriff gebraucht, wenn damit – im Gegensatz zum mündlichen «Dolmetschen» – die schriftliche Wiedergabe eines Ausgangstextes in der Zielsprache gemeint ist.

In Übereinstimmung mit meinem biologischen Geschlecht werde ich hier der grammatischen Form des Maskulinums den Vorrang geben. Gerade weil ich so viel Böses über die Sprachmittler und Autoren sage, werden die Damen wohl nichts dagegen haben, wenn ich sie nicht durch Doppelformen oder Binnen-I ausdrücklich einschliesse.

Wovon hier die Rede sein soll

Die Problematik der Übersetzung in schriftlicher Form ist hier unser Thema. Sie wird oft zum Anlass genommen, das Publikum durch die Auflistung von übersetzerischen Stilblüten zu erheitern. Solche gibt es zugegebenermassen.

Es handelt sich dabei meistens um Belege kreativen Unsinns, weshalb wir sie hier nur einleitend kurz behandeln werden. Dafür sollen die den Ausgangstexten oft anhaftenden Mängel ein bisschen näher unter die Lupe genommen werden.

Im Gegensatz zu Deutschland schwört die Schweiz darauf, dass nur muttersprachliche Übersetzer gute Arbeit zu leisten imstande sind. Es trifft wohl zu, dass die meisten schlechten Übersetzungen entstanden sind, weil dieser Grundsatz missachtet wurde. Hier soll aber für einmal darauf aufmerksam gemacht werden, dass die gute Beherrschung der Muttersprache *allein* keineswegs genügt, um Irrungen zu vermeiden.

Fehlübersetzungen und wie sie auch noch entstanden sein können

Gewisse Fehlübersetzungen sind vermutlich eigens zum Zweck des Amüsemments erfunden worden, ein bisschen wie Tinguely-Maschinen. «Soon goes it loose» für «Bald geht es los» ist wahrscheinlich ein solch fiktives Beispiel. Durchaus ernst gemeint war aber die in einem französischen Wirtschaftstext aufgetauchte «production d'aurochs». Im Zeitalter der Gentechnologie und des neuerdings auch in der Schweiz angebotenen Bisonfleisches wäre es vielleicht denkbar gewesen, dass die Landwirtschaft sich anschickte, auf einem Gebiet wie der Aufzucht von Auerochsen tätig zu werden. Eine Rückübersetzung in den deutschen Ausgangstext liess aber den Schluss zu, dass hier einem sonst qualifizierten Mitarbeiter eines Lausanner Übersetzungsbüros die Fantasie durchgegangen war. Bei «Urproduktion» hatte der deutschsprachige Autor natürlich nicht an Ure (Auerochsen), sondern an die Gewinnung von Gütern unmittelbar aus der Natur (durch Land- und Forstwirtschaft, Fischerei, Jagd und Bergbau) gedacht, eine Definition, die im Grossen Duden leicht nachzulesen gewesen wäre.

Der Ruf nach muttersprachlichen Übersetzern

Die Forderung «Zielsprache = Muttersprache» ist im Ansatz richtig, muss aber relativiert werden, wie der erwähnte Modellfall der «Urproduktion» deutlich beweist.

Es trifft zwar zu, dass ein Deutschschweizer mit noch so guten Schulkenntnissen zwangsläufig einen Text in «Français fédéral» hervorbringen wird. Ein Westschweizer wird wohl eher mit geschliffenem, fehlerfreiem Französisch

glänzen können. Dieses ist aber nur dann sinnvoll, wenn er in der Ausgangssprache über gleichwertige Kenntnisse verfügt und somit in beiden Kulturen seines Sprachenpaars verwurzelt ist. Bei vielen Zielsprache-gleich-Muttersprache-Übersetzern fehlt eine kongeniale Nähe zur Ausgangssprache; mit dem Ergebnis, dass dann aus dem «Kassensturz» die «chute des caisses» und aus dem als Adjektiv gemeinten Titel «Filmreif» ein «Cercle cinématographique» wird; auch Reminiszenzen aus Literatur, Film, Volkstum usw. werden ihnen oft entgehen, kommen aber häufig vor. Beim Übersetzen eines Titels aus dem Deutschen wie: «Kliniker, bleib bei deiner Technik» (Monte Verità, Berg der Wahrheit, Armando Dadò, Editore, Locarno), bedarf es der entsprechenden Kenntnis deutscher Volksweisheiten, um zu merken, dass der Satz nach dem Muster von «Schuster, bleib bei deinem Leisten» formuliert wurde. Nun ist aber die Feststellung solcher Assoziationen (Reminiszenzen) bei literarischen Übersetzungen oder Adaptationen von Werbetexten unerlässlich. Wörterbücher dürften in einem solchen Fall die fehlende Nähe zur Ausgangssprache kaum wettmachen.

Vom Werkzeug des Übersetzers

Eigenes Wissen

Die Einarbeitung in eine völlig neue Branche ist mit grossem Aufwand verbunden und ohne die Hilfe kompetenter Fachexperten nicht zu schaffen. Ein Übersetzer wird wohl niemals über ein zu grosses Allgemein- oder Fachwissen verfügen. Selbst in trockenen Geschäftsberichten kommen Bezüge auf die griechischen Sagen vor; in der Automobilwerbung werden zoologische Begriffe verwendet; im Sport sind anatomische Kenntnisse gefragt. Wenn mir ein Gebiet jedoch zu fremd ist, werden Schreibunterbrüche durch terminologische Nachforschungen so häufig, dass an ein fließendes Arbeiten nicht mehr zu denken ist, und dies kann sich negativ auf die Übersetzungsqualität auswirken.

Der gedankliche Ablauf beim Übersetzen ist nämlich der folgende: Beim Lesen des Ausgangstextes muss in mir eine möglichst präzise mentale Sequenz entstehen, und zwar sowohl bezüglich der Information als auch der Stimmung und der Stimmigkeit. Diese gedankliche Bildfolge muss ich dann in Worten der Zielsprache optimal wiedergeben.

Optimal heisst, dass ich vom wesentlichen Inhalt nichts weglasse, dass aber auch Hinzufügungen und eigene Wertungen möglichst unterbleiben. Die Sprache muss dem Zielpublikum angemessen sein. An die Stelle der allfälli-

gen ausgangssprachlichen Gefühlsappelle müssen solche treten, die auf den zielsprachigen Leser vorzugsweise analoge Wirkung zeigen (Adaptation). Durch das Zusammentragen von Gegenwörtern aus zweisprachigen Nachschlagewerken kann das nicht erreicht werden, obwohl gerade diese, in den Augen der Laien, als die typischen Werkzeuge des Übersetzers gelten.

Persönliche Datenbank

Manchmal muss ich, um die richtige Übersetzung eines Begriffs zu finden, aufwändige Nachforschungen betreiben. Wie soll ich deutschsprachige geschichtliche Begriffe – die 1936, auf die Schweiz beschränkt, aktuell waren – französisch korrekt wiedergeben, wenn selbst meine Kolleginnen und Kollegen von der Bundeskanzlei und die von mir konsultierten Geschichtsbücher nicht helfen können? Gibt es da nicht einen alt Bundesrat, der ursprünglich Geschichtspräsident war? Ohne meine frühere journalistische Erfahrung hätte ich wohl nie den «Culot» gehabt, den alten Herrn in seinem wohlverdienten Rentnerdasein zu stören, aber ich dachte mir, mehr als abweisen kann er mich ja nicht. Nicht nur wurde mein Anruf von ihm persönlich freundlich entgegengenommen, er gewährte mir eine kurze Geschichtslektion, in welcher die von mir gesuchten Ausdrücke in ihrer präzisen Übersetzung vorkamen.

Ein anderes Mal will ein Kunde von mir nur die Kolonnenüberschriften einer Tabelle übersetzt haben, deren Inhalt ihm selbst nicht bekannt ist. Auf mein Drängen und meine Erklärung hin, dass die Mehrdeutigkeit der aus dem Zusammenhang gerissenen Ausdrücke zu Übersetzungsfehlern führen könnte, erfahre ich endlich, dass es sich um die Ergebnisse einer Umfrage über die Kundenzufriedenheit handelt. Ein Kolonnenüberschrift lautet «Aggregierter Index». Ich kenne zwar eine Soziologin, deren Spezialgebiet die Marketing- und Werbeforschung ist, das französische Gegenwort lässt sich aber nur nach einer halbstündigen Suche auf dem Internet finden, wo sowohl deutsche wie auch französische Beiträge zur Lösung führen. Immerhin muss ich auch hier noch den Kontext gründlich studieren, um sicherzugehen, dass ich die korrekte Übersetzung gefunden habe. Im Sinne einer transparenten Fakturierung führe ich den für diesen Aufwand entgegenkommenderweise auf 30 Franken reduzierten Betrag gesondert auf – mit dem Ergebnis, dass die Rechnung vom Kunden beanstandet wird. Ich bitte ihn daher, sich in Zukunft an meine Kollegen zu wenden, aber meine Erfahrung wird um ein instruktives Vorkommnis, meine Datenbank um einen Fachausdruck reicher.

Damit die wertvollen Ergebnisse solcher Nachforschungen mir und allfälligen bei mir Rat suchenden Kollegen erhalten bleiben, führe ich seit einigen Jahr-

zehnten (die letzten 15 Jahre mit Hilfe der Informatik) eine persönliche Terminologiekartei, die inzwischen auf über 26 000 Einträge angewachsen ist. Die Kapazität der neuesten PC-Technologie und die Hilfsmittel einer modernen Software erlauben es mir heute, die Datenbank nach professionellen Kriterien nachzuführen und seit kurzem sogar mit Abbildungen aus meiner digitalen Kamera zu ergänzen.

Wörterbücher

Hätte ich ein phänomenales Gedächtnis, könnte ich ohne diese Hilfsmittel auskommen. Weil dem aber nicht so ist, benötige ich insbesondere ausführliche einsprachige Lexika, die es mir erlauben, möglichst alle Definitionen eines problematischen Wortes sowohl in der Ausgangs- als auch in der Zielsprache nachzuschlagen.

Beim berufsmässigen Übersetzen kann ein zwei- oder mehrsprachiges Wörterbuch folgende Aufgaben erfüllen: als Gedächtnisstütze bei momentan entfallenen Wörtern dienen oder zum Einsetzen von Platzhaltern, von denen ich annehme, dass sie die richtigen Begriffe darstellen, die aber im Entwurf mit Fussnoten versehen werden müssen, damit ich später daran denke, mich bei zuverlässigen Informanten nach dem zutreffenden Ausdruck zu erkundigen.

Gerade weil das Lesen oder Hören der Ausgangssprache direkt mentale Bilder erzeugen soll – und gerade weil mentale Bilder unmittelbar in der Zielsprache beschrieben werden sollen –, halte ich nicht viel vom Fremdsprachenunterricht, der sich der Übersetzung bedient. (Die direkte Methode [Immersion] führt zu besseren Ergebnissen.) Dazu kommt, dass dann fast jeder, der in der Schule einmal übungshalber Texte übersetzen musste, von sich glaubt, er beherrsche diese Kunst.

Internet

Da gedruckte Wörterbücher die Realität bezüglich des gebräuchlichen Wortschatzes zeitverschoben wiedergeben, wird das Internet immer mehr zum wertvollen Helfer. Auf diesem Netz stehen aktuelle Texte zur Verfügung, und die Suchmaschinen geben wertvolle Hinweise auf die Häufigkeit, mit der ein bestimmtes Wort verwendet wird. Hier beispielsweise die Trefferquoten einer Suche nach «Velo» bzw. «vélo» und «Fahrrad» bzw. «bicyclette»:

AltaVista (<http://www.altavista.com>)

Velo	4401	vélo	14486
Fahrrad	23304	bicyclette	4870

AltaVista und Google sind insofern besonders praktisch, als die Sprache als Suchkriterium vorgegeben werden kann. Eine weitere gezielte Auswahl kann bei gewissen Suchmaschinen hinsichtlich des Herkunftslandes erfolgen. Dabei zeigt es sich im vorliegenden Beispiel wie erwartet, dass in der Schweiz – entgegen der übrigen deutschsprachigen Welt – «Velo» häufiger vorkommt als «Fahrrad», während die Westschweizer dem allgemeinen frankophonen Sprachgebrauch folgen.

BlueWindow (<http://www.bluewin.ch>)

Schweiz

Velo	7251	vélo	2942
Fahrrad	2138	bicyclette	319

Welt

Velo	83020	vélo	49720
Fahrrad	89190	bicyclette	5894

Es sind also auch Rückschlüsse auf die regionale Verwendung bestimmter Ausdrücke möglich. Für den Ersatz von Anglizismen durch französische Wörter erweist sich das Internet als wahre Fundgrube. Wenn aber die weitaus meisten Treffer für den franzisierten Ausdruck aus kanadischen Quellen stammen, werde ich bei deren Übernahme in einen für die Westschweiz bestimmten Text zurückhaltend sein.

Cervelat essen mit dem Skalpell?

Kunstfehler kommen nicht nur in Sachübersetzungen vor. Auch in der Belletristik gibt es dafür interessante Beispiele. Hier kann zuweilen sogar eine zu grosse Akribie störend wirken, wie wenn jemand zum Essen eines Cervelats ein Tranchier- oder ein Seziermesser bräuchte. So stockte ich neulich beim Lesen eines Romans (Robert James Waller, Die Brücken am Fluss, ISBN 3-442-41498-9. Deutsch von Bernhard Schmid) an folgender Stelle:

«Es war still. Auf dem Draht eines Zaunes sass ein Sumpfhordenvogel und äugte zu ihr herein. Aus dem Gras neben der Strasse rief ein Wiesenstärling herauf. Nichts sonst bewegte sich unter der Weissglut der Augustsonne.»

Beim Lesen des stimmungsvollen Liebesromans wurde ich nun plötzlich durch «Sumpfhorden», das mich an eine Bande von Hooligans erinnerte, aufgeschreckt, und auch mit dem «Wiesenstärling» konnte ich nicht viel anfangen. Erst durch diese Passage begann ich mir des Umstandes bewusst zu werden,

dass ich dabei war, einen amerikanischen Roman in seiner deutschen Übersetzung zu lesen. Nun war aber meine Neugier geweckt, und ich besorgte mir die englische Fassung (The Bridges of Madison County, ISBN 0-7493-1678-0). Und was las ich da an der entsprechenden Stelle? "It was quiet. A redwing blackbird sat on a fence wire and looked in at her. A meadowlark called from the roadside grass. Nothing else moved in the white sun of August."

Auch ein Anglophoner, der die genannten Vogelarten nicht kennt, würde sich unter den beiden Beschreibungen in seiner Muttersprache etwas vorstellen können: das Spähen einer Amsel mit roten Flügeln und den Gesang einer Lerche. Bin ich als Nichtornithologe überfordert gewesen? Zufälligerweise hatte der freundliche Mitarbeiter der Vogelwarte Sempach, den ich anrief, das gleiche Buch neulich auch gelesen. Er war der Meinung, dass die beiden genannten amerikanischen Vogelarten in ihrer deutschsprachigen Bezeichnung bei europäischen Vogelfreunden wohl nicht besonders bekannt seien. Einer von mir angefragten amerikanischen Englischlehrerin ging es wie mir: natürlich waren ihr «blackbird» und «lark» geläufig und die Attribute «redwing» und «meadow» störten sie nicht. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass das über Internet abrufbare Wörterbuch der Europäischen Gemeinschaft (<http://www2.echo.lu/edic/>) für den «redwing blackbird» unter anderem «Rotflügel» verzeichnet, zur «meadowlark» aber stumm bleibt. Auf einer privaten deutschen Website, die für ornithologische Reisen nach Florida wirbt, sind Dutzende von Vogelnamen verzeichnet, die «meadowlark» blieb aber auch hier unübersetzt.

Nun sollte ich noch mit dem amerikanischen Autor und dem deutschen Übersetzer sprechen, um auch ihre Meinung zu hören, aber so oder so müsste ich wohl bei meiner Meinung bleiben, dass an der betreffenden Stelle in dieser sonst guten Übersetzung weniger mehr gewesen wäre. Schliesslich bitte ich ja meinen Tischnachbarn auch nicht, mir das Natriumchlorid zu reichen.

Wichtiger noch, als zu Stilblütensammlungen beizutragen, scheint es mir, einige Grundwahrheiten aufzuzeigen und Hinweise zu geben, die jenen Leuten etwas bringen dürften, die Übersetzungen beschaffen müssen.

Das zweitälteste Gewerbe der Welt

«Bitte kopieren Sie mir diesen Brief, aber auf Deutsch!», ist eine der Äusserungen, die mir schon in jungen Jahren ins Bewusstsein brachte, dass das zweitälteste Gewerbe sich keines besonders hohen Ansehens erfreut. – «Sie verfügen leider nicht über das erforderliche Profil», lautete eine andere Be-

merkung, mit der ich nach dreissigjähriger Laufbahn konfrontiert wurde, weil ich das Metier nicht an einer Universität gelernt habe. Diese beiden Aussagen veranschaulichen die Bandbreite der bei Auftraggebern vorherrschenden Einstellung: Sie reicht von völliger Unkenntnis der für das Übersetzungshandwerk erforderlichen Voraussetzungen bis hin zur blinden Diplomgläubigkeit.

Dass bei dem zunehmenden Bedarf an Übersetzungen in unserem Lande nicht viel laufen würde, wenn die Wirtschaft allein auf die 3416 Personen angewiesen wäre, die bei der Volkszählung im Jahr 2000 als Beruf jenen des Übersetzers oder der Übersetzerin bzw. des Dolmetschers oder der Dolmetscherin angegeben haben, ist leicht einzusehen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass nur etwa ein Zehntel von ihnen einem entsprechenden Berufsverband angehört, der durch seine selektive Aufnahmepolitik eine gewisse Qualitätssicherung glaubt versprechen zu können. Auch werden wir vermutlich noch lange mit der Tatsache leben müssen, dass hierzulande die meisten in einem administrativen Beruf tätigen Personen, die irgendwelche Kenntnisse einer weiteren Sprache haben, mehr oder weniger regelmässig Übersetzungen ausführen «müssen» – «müssen» oder «wollen», denn auf dem freien Übersetzungsmarkt wimmelt es zwangsläufig von selbsternannten Übersetzern und Übersetzerinnen, deren Bedenkenlosigkeit oft nur von der Überheblichkeit jener übertroffen wird, die sich einbilden, sie beherrschten eine bestimmte Kunst, nur weil sie im betreffenden Fachgebiet eine Prüfung abgelegt haben; wenn dem so wäre, gäbe es auf unseren Strassen weniger Unfälle.

Man möge mich richtig verstehen, ich habe nichts gegen eine solide Ausbildung von Übersetzern. Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurde ich im Zusammenhang mit Fragen der Berufswahl immer wieder von Schulabgängern und Eltern um Rat gefragt; ich habe sie stets an die ETI (Ecole de traduction et d'interprétation, Genf) oder an die DOZ (Dolmetscherschule Zürich) verwiesen. Dabei verschwieg ich jedoch niemals, dass die Übersetzerei ein Handwerk ist, das in erster Linie ausreichender *Erfahrung* bedarf.

In den vergangenen drei Dezennien ist selbst die Aufgabenstellung an die Sprachmittler weitgehend eine andere geworden. In den sechziger Jahren erhielt ich noch Übersetzungsvorlagen, die genau das besagten, was die Autoren zum Ausdruck bringen wollten. Mein Hauptaugenmerk musste ich also darauf verwenden, ihnen möglichst gerecht zu werden, die richtigen Gegenwörter (Fachausdrücke) zu finden und den Text sprachlich so zu gestalten, dass er sich las, als sei er unmittelbar von einem Sprecher der Zielsprache verfasst worden (also mit einer Formulierung, der man nicht anmerkte, dass es sich um eine Übersetzung handelte).

Probleme mit dem Ausgangstext

Heute sind die Autoren der Ausgangstexte von Sachübersetzungen meistens Menschen, die zwar (hoffentlich) ihr Fach beherrschen, deren sprachliche Ausdrucksfähigkeit jedoch – gemessen an ihren Vorgängern – ganz erheblich nachgelassen hat. Den Grund dafür sehe ich im vermehrten Aufkommen der elektronischen Kommunikationsmittel – es wird weniger oder nachlässiger geschrieben – und der elektronischen Verbreitungsmedien – es wird weniger gelesen. Zum Aufsetzen ausgefeilter Texte fehlt heute wohl meistens auch die Zeit, und sehr oft kumulieren sich die erwähnten Umstände.

Ein Widerspruch in der sprachmittlerischen Tätigkeit beruht darin, dass die Maxime «wer zahlt, befiehlt» nicht unbedingt sachdienlich ist. Viele Auftraggeber sind davon überzeugt, ihr Text, den sie übersetzen lassen möchten, sei über alle Zweifel erhaben. Dieser Selbstbetrug zeugt von einer bedenklichen Verständnislosigkeit gegenüber sprachlichen Anliegen. Wie soll dann aber jemand, der nachweislich die Qualität seiner eigenen ausgangssprachlichen Leistung nicht einzuschätzen imstande ist, jene der Überführung in die Zielsprache beurteilen können? Übersetzungsaufträge werden dann vorwiegend an Billiganbieter vergeben, die in der Regel standardmässig wie folgt vorgehen: Sie fertigen einen Übersetzungsentwurf an, lesen und korrigieren ihn selbst, drucken die Reinschrift aus und liefern das Ergebnis ihrem Auftraggeber. Hatte dieser zusammen mit dem Ausgangstext auch die Terminologie aus zuverlässiger Quelle mitgegeben, kann das Ergebnis – je nach beabsichtigtem Verwendungszweck – ausreichend sein.

Mit einem Zieltext jedoch, der höheren Ansprüchen genügen soll, wird eine Billigübersetzung nicht viel gemeinsam haben. Wie wir anschliessend gleich noch sehen werden, erfordert eine Qualitätsübersetzung oder eine Adaptation nebst der Terminologielogistik auch auf der Stufe des Textverständnisses einen grösseren Aufwand. Eine Selbstverständlichkeit sind dann Arbeitsschritte wie paralleles Lesen (Gegenlesen) und die Nachprüfung durch einen oder mehrere externe Korrektoren. Mehrere werden es insbesondere dann sein, wenn ausser der sprachlichen Lektorierung auch eine fachliche gewünscht ist. Allerdings: So wertvoll die Hilfe der eingeschalteten Spezialisten auch sein kann, sie wird dann sinnlos oder gar zum Ärgernis, wenn der Sprachkorrektor an einer ihm nicht geläufigen Branchenterminologie herumbastelt und der Fachexperte seine Frustrationen aus der Schulzeit nun durch Stilübungen an fremden Texten abbauen will. Der Erste übersieht dann vielleicht Grammatikfehler, der andere, dass bei den Massangaben die Zahlen schon in der Vorlage versehentlich mit der Einheit «Zentimeter» statt «Millimeter»

ausgewiesen werden und sich der Empfänger der Botschaft dann die Maschine zehnmal grösser vorstellt, als sie in Wirklichkeit ist.

Bei der Ausführung einer Qualitätsübersetzung gilt es, die Interessen der ziel-sprachigen Leserschaft zu vertreten. Dies bedeutet, der Text muss verständlich sein, sich einer dem Zielpublikum angepassten Sprache bedienen (adäquates Fachvokabular für Spezialisten, allgemein verständliche Ausdrücke für ein breites Publikum) und sich so lesen, als ob er in der Zielsprache verfasst worden sei. Der Text sollte nicht nach Übersetzung «riechen».

Aber auch dem Autor des zu übersetzenden Textes ist der Sprachmittler natürlich Loyalität schuldig. Bei ethisch vertretbaren Inhalten dürfte diese Forderung nicht im Widerspruch zu den Leserinteressen stehen. Aber gerade wenn es um Letztere geht, stösst der gewissenhafte Übersetzer zuweilen auf Unverständnis seitens des Auftraggebers.

Dabei würde ich ihm einen Bärendienst erweisen, wenn ich getreulich das wiedergäbe, was er mir da als Vorlage zugestellt hat – angefangen beim fehlenden Zusammenhang, der möglicherweise auch dem Angeschriebenen nicht unbedingt klar ist, über Logikfehler und Widersprüche bis hin zu grober Gedankenlosigkeit.

(Der 2. Teil folgt in Heft 1/2004.)